

Pestalozzi, der Christ

Eine Studie über seine Briefe „An die Mütter Großbritanniens“ *

Von KARL WÜRZBURGER

Vorwort

Die an Pestalozzis englischen Freund J. P. Greaves gerichteten Briefe, die uns unter dem Titel „An die Mütter Großbritanniens“ übermittelt sind, stellen einen Sonderbeitrag zum Thema Anfechtungen Pestalozzis dar.

Die Briefform hat wohl rein literarische Bedeutung. Es handelt sich bei ihr tatsächlich nur um eine formale Lösung, die einer für Pestalozzi charakteristischen Scheu, sich nun doch als Systematiker zu entpuppen, entspringen sein dürfte.

Mir will allerdings diese ganze Brieffolge als die einzige im eigentlichen Sinn systematische, nämlich in ihrer Systematik auch geglückte Abhandlung Pestalozzis erscheinen. Der Gedanke, daß sich diese Beurteilung der Briefe zu früh durchsetzen könnte, mochte ihn bewogen haben, eben in der Briefform eine kleine, freilich ziemlich durchsichtige Verschleierung zu versuchen. Zunächst ist festzuhalten, daß Greaves die ganze Zeit über, in der Pestalozzi diese Briefe verfaßte, in seiner unmittelbaren Nähe, das heißt, in Yverdon war. Greaves war 1817 nach Yverdon gekommen und dort bis 1822, wenn nicht gar bis 1823 geblieben. Die ersten sechzehn Briefe tragen die Jahreszahl 1818, die weiteren achtzehn die Jahreszahl 1819. Wären es echte Briefe, dann müßten entweder schriftliche Antworten oder doch Notizen Greaves' vorliegen oder zum mindesten Antworten Pestalozzis auf schriftliche oder mündliche Anmerkungen Greaves in Pestalozzis eigenen Briefen zu finden sein. Tatsächlich bezieht sich aber Pestalozzi jeweils nur auf seinen eigenen, letzt vorausgegangenen Brief, womit die Briefform als rein literarische Lösung erhärtet sein dürfte.

Nun aber beginnt die tragische Geschichte dieser Briefe. Obwohl Pestalozzi sie gar nicht erst der Post anvertrauen mußte, um sie in die

* Diese (für den Druck nur im „Vorwort“ etwas gekürzte) Studie wurde am 3. Juli 1946 in der Pastoralkonferenz der vereinigten Pastoral Gesellschaften von Pfäffikon, Winterthur und Andelfingen in Winterthur vorgetragen. – Die Briefe „An die Mütter Großbritanniens“ werden nach der Übersetzung von Jakob W. Keller (Beilage zum Bericht der thurgauischen Kantonsschule, Schuljahr 1935/36, Druck von Huber & Co. AG., Frauenfeld) zitiert.

Hände seines Freundes gelangen zu lassen, sind sie verloren gegangen. Wir besitzen kein deutsches Original dieser grundlegenden Arbeit. Eine zweite Merkwürdigkeit war: obwohl Greaves nach Empfang dieser sogenannten Briefe noch mehrere Jahre mit Pestalozzi in Yverdon vereinigt war, kam es offenbar zu keiner Kopie der Handschrift. Und so stehen wir heute vor dem Kuriosum, eine bedeutende, ja grundlegende Schrift Pestalozzis nur aus einer englischen Übersetzung und aus Rückübersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche zu kennen, soweit wir sie überhaupt kennen, da die Briefe an Greaves zwar ebenso berühmt sind wie die „Nachforschungen“ oder die „Abendstunde“, aber, was bei Pestalozzi viel heißen will, noch viel weniger gelesen.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die Systematik des Pestalozzischen Gedankenganges in den „Briefen“ aufzudecken oder auch nur annähernd seine „Ansichten über die Entwicklung des kindlichen Geisteslebens“ wiederzugeben, wie er sie eben in den Briefen an Greaves in einem schönen Aufbau dargelegt hat.

Mein Thema „Pestalozzi, der Christ“ weist mir den Weg, dem ich durch die Briefe zu folgen habe. Es wird meine Aufgabe sein, überall da Station zu machen, wo ein Licht auf die „christliche Erziehung“ fällt, auf die Pestalozzi in dieser unserer Abhandlung wie in keiner anderen vor oder nach ihr mit voller Deutlichkeit abzielt.

Und ich möchte hier schon mit allem Nachdruck feststellen, daß es sich beim 34. Brief, der ausdrücklich der Frage nach der „Christlichen Erziehung“ gewidmet ist, keineswegs um einen Anhang, sondern durchaus um eine Zusammenfassung, ja recht eigentlich um die sinngebende Zusammenfassung der ganzen Bemühungen dieser Schrift handelt.

Die Jakobsleiter

Am Schluß des 5. Briefes lesen wir:

„Gott hat deinem Kinde eine geistige Natur gegeben; das will sagen, Er hat ihm die Stimme des Gewissens eingepflanzt; und Er hat mehr getan: Er hat ihm die Gabe verliehen, auf diese Stimme zu achten. Er hat ihm ein Auge gegeben, dessen natürlicher Blick himmelwärts gerichtet ist. Schon darin allein lehrt Er dich die Erhabenheit seiner Bestimmung; und darin erklärt Er sich gegen alle Verwandtschaft mit den niedern Geschöpfen, deren erdwärts gerichteter Blick so deutlich von der Erde spricht, zu welcher sie streben. Dein Kind ist also nicht für die

Erde, sondern für den Himmel erschaffen. Kennst du den Weg, der dorthin führt? Dein Kind würde ihn nie finden, noch würde irgendein anderer Sterblicher imstande sein, ihm den Weg zu weisen, wenn nicht die göttliche Gnade ihm denselben offenbart hätte. Aber es genügt nicht, diesen Weg zu kennen: dein Kind muß lernen ihn zu gehen.

Es steht geschrieben, wie du weißt, daß Gott einem der alten Erzväter den Himmel öffnete und ihm eine Leiter zeigte, welche in seine blauen Höhen führte. Nun, diese Leiter wird zu jedem Nachkommen Abrahams heruntergelassen; sie wird deinem Kinde gereicht. Aber es muß gelehrt werden, sie zu erklimmen. Und hüte es davor, daß es versuche oder denke, es könnte sie ersteigen mit kalter Berechnung des Verstandes – oder daß es genötigt werde, es auf den bloßen Trieb des Herzens ankommen zu lassen –: lasse vielmehr alle diese Kräfte sich verbinden, und das edle Unternehmen wird von Erfolg gekrönt sein.

Alle diese Kräfte sind ihm bereits verliehen: aber deine Sache ist es, beizustehen, indem du sie weckst. Laß die Himmelsleiter beständig vor deinen Augen sein, diese Leiter des Glaubens, auf welcher du schauest auf- und niedersteigen die Engel der Hoffnung und der Liebe.“

Ich gehe wohl kaum fehl in der Vermutung, daß diese Definition einer christlichen Erziehung überraschend ist. Für einen als Schüler Rousseaus in die Geschichte der Pädagogik eingetragenen Mann ist diese Definition wohl erstaunlich genug. Nun, wir wissen von Pestalozzis Schüler und Freund Henning, und Henning wieder durfte sich das von Pestalozzi selber sagen lassen, nämlich, „er habe mit Pfenninger (dem späteren Diakon am St. Peter zu Zürich) die Rousseausche Epoche durchgemacht, ehe sie Christen geworden seien“. Von Rousseau ist ja in der Tat in unserer Definition kaum eine Spur mehr zu entdecken.

Gehen wir unsere Definition einmal etwas gründlich und in ihren einzelnen Bestimmungen durch.

Da entdecken wir zuerst eine Bestimmung dessen, was Pestalozzi „die geistige Natur“ des Kindes nennt. Daß diese Natur „von Gott gegeben ist“, überrascht uns nicht. Anders denn als göttliche Schöpfung hat Pestalozzi wohl die menschliche Natur nie angesehen. Und das dürfte die einzige Übereinstimmung mit Rousseau sein. Neu, jedenfalls in der Präzision neu ist die genauere Erklärung, was diese „geistige Natur“ sagen will. Dabei ist auf zwei Momente zu achten. Einmal darauf, daß die Tat Gottes deutlicher bestimmt wird, indem das „geben“ präzisiert als „einpflanzen“ gekennzeichnet wird. Zum zweiten, daß die „geistige

Natur“ nicht etwa als mit einem „Gewissen“ nur begabt, sondern als mit „der Stimme des Gewissens“ identisch erklärt wird. Bei der Vieldeutigkeit, der wir in der Bestimmung des Begriffs „Natur“ bei Pestalozzi begegnen, ist es von außerordentlicher Bedeutung, daß er auf der Höhe seiner Erkenntnis, von der er nicht mehr herabgestiegen ist, daß er als gereifter Christ gerade die „geistige Natur“ des Menschen als „Stimme des Gewissens“ charakterisiert. Und lassen Sie uns von Anfang an fest ins Auge fassen, daß diese „Stimme des Gewissens“ keine Gabe der Natur, sondern daß diese „Natur“ eine Gabe, ja eine Pflanzung Gottes ist.

Die zweite Bestimmung, die Pestalozzi trifft, ist die, daß uns auch die Gabe verliehen ist, auf die Stimme des Gewissens zu „achten“. Das ist bedeutsamer, als es beim ersten Hören erscheinen mag. Es macht nämlich noch deutlicher, daß es sich hier nicht um jene fatale „Natur“ handelt, aus der sich der gute Mensch einfach entwickelt. Was uns gegeben ist, das ist nichts anderes, als auf die Stimme des Gewissens zu achten. Sage ich zu viel, wenn ich zur Erwägung gebe, dahinter jene Freiheit des Christenmenschen zu suchen, die darin besteht, daß wir Gott gehorchen dürfen?

Wie wenig dieses Dürfen ein natürliches Vermögen ist, darüber belehren uns Pestalozzis Bemühungen, zu erklären, wessen es alles bedurfte und weiterhin bedarf, damit dieses Gewissen funktioniert. Ich glaube nicht, daß es uns irritieren muß, wenn Pestalozzi uns an den „himmelwärts gerichteten Blick“ des Kindes und das heißt ja wohl des Menschen überhaupt erinnert. Er benützt diesen Hinweis, wenn ich ihn recht verstehe, nur als Gleichnis. Es ist ihm ein Zeichen für unsere Herkunft und unsere Hinkunft, daß unser Blick nicht wie der des Tieres erdwärts, sondern himmelwärts gerichtet ist.

Das Entscheidende erschöpft sich auch für Pestalozzi wahrlich nicht in diesem Zeichen. Entscheidend ist für ihn, daß das Kind mitsamt seinem himmelwärts gerichteten Blick den „Weg, der dorthin – nämlich zum Himmel – führt“, weder jemals von sich aus noch auch durch unsere Leitung finden würde, „wenn nicht die göttliche Gnade ihm denselben offenbart hätte“.

Gnade Gottes und Offenbarung Gottes sind unentbehrlich, damit das Kind den Weg zum Himmel finde.

Und nun kommt diese wunderbare Erinnerung an die Jakobsleiter. Zunächst wollen wir nicht überhören, daß Pestalozzi uns allesamt als „Nachkommen Abrahams“ bezeichnet. Dieser Sohn der Aufklärung

scheint doch allerhand vom Zusammenhang zwischen altem und neuem Israel gewußt zu haben.

Wir wollen nun prüfen, ob ich Pestalozzi richtig interpretiere oder ob ich ihn wieder einmal überinterpretiere, wenn ich hinter diesen ganzen Überlegungen den Missionsbefehl höre? Die Offenbarung weist auf den Christus hin, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden und der bei uns ist alle Tage bis an das Ende der Welt. Von hier wird die Jakobsleiter, die zum Himmel emporführt, jedem Menschen und so gewiß auch jedem Kind herabgelassen. Der Missionsbefehl enthält aber bekanntlich, wie in einer eisernen Klammer, die Weisung an uns: „Indem ihr sie halten lehret alles, was ich euch geboten habe.“

Das drückt Pestalozzi in den verschiedensten Variationen aus, indem er einmal sagt: „Es genügt nicht, diesen Weg – zum Himmel – zu kennen: Dein Kind muß lernen ihn zu gehen“, oder: „Die Leiter wird deinem Kind gereicht. Aber es muß gelehrt werden, sie zu erklimmen“, oder: „Alle diese Kräfte sind ihm (dem Kind) bereits verliehen; aber deine Sache ist es, beizustehen, indem du sie weckst.“ Und nun der anschauliche, wahrlich unmißverständliche Schluß: „Laß die Himmelsleiter beständig vor deinen Augen sein, diese Leiter des Glaubens, auf welcher du schauest auf- und niedersteigen die Engel der Hoffnung und der Liebe.“

Wir fassen zusammen: Die geistige Natur des Kindes ist die Stimme des Gewissens. Diese Stimme ist dem Kind durch die Gnade der Offenbarung eingepflanzt. Sie könnte ohne die Gnade der Offenbarung im Kind nicht geweckt werden. Gemäß Matth. 28, 20 ist es die Aufgabe der Mutter, die Pestalozzi ja in diesen Briefen eigentlich anredet, diese Stimme des Gewissens zu wecken und das Kind zu lehren, die Himmelsleiter zu erklimmen, das heißt, den offenbarten Weg der Nachfolge tatsächlich zu gehen, zu erklimmen, denn es ist ein steiler Weg auf einer schwankenden Leiter.

Der Vorgeschmack des Kindes

Wenn ich zum Titel unserer zweiten Überlegung dieses merkwürdige Wort „Vorgeschmack des Kindes“ wähle, so tue ich es, weil ich darin eine spezifische Ausdrucksweise Pestalozzis zu erkennen glaube. Es ist ein Zeichen für seine wachsende Behutsamkeit in der Beurteilung der kindlichen Natur.

Im 6. und 7. Brief beschäftigt sich Pestalozzi mit den Grundkräften des Kindes, die er als die „Grundkraft des Glaubens und der Liebe“ bezeichnet.

Um das vorwegzunehmen: Es geht Pestalozzi hier um Mark. 10, 15: „Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, wird nicht hineinkommen“ und um Matth. 19, 14, daß „solcher das Himmelreich ist“. Auf beide Worte bezieht er sich ausdrücklich, und er ringt um das rechte Verständnis dieser Worte.

Zunächst erklärt er, er „möchte ins stärkste Licht stellen, daß im Kinde die wirksame Kraft von Glaube und Liebe vorhanden ist: die beiden Grundkräfte, durch welche unter der göttlichen Leitung unsere Natur befähigt wird, an den höchsten Gütern teilzunehmen, die für uns vorbehalten sind.“

Beachten wir wohl, mit welcher Behutsamkeit Pestalozzi hier wieder spricht. Wohl spricht er von einem „Vorhandensein“ jener Grundkräfte, aber wir wissen ja nun, daß sie in der Stimme des Gewissens gesammelt sind, und wissen, welchen Ursprungs diese Stimme ist. Immerhin trifft Pestalozzi auch jetzt wieder die Sicherung, zu sagen, daß durch Glaube und Liebe „unter der göttlichen Leitung unsere Natur befähigt wird, an den höchsten Gütern teilzunehmen“. Ohne die göttliche Leitung sind auch die Kräfte von Glaube und Liebe eben nicht „befähigt, an den höchsten Gütern teilzunehmen“.

Dann freilich wehrt sich Pestalozzi mit einiger Heftigkeit gegen eine Diskreditierung dieser Grundkräfte.

Er sagt: „Ich bin mir vollkommen bewußt, daß das, was ich soeben die Grundkraft des Glaubens und der Liebe im Kinde genannt habe, oft, ja sogar allgemein herabgesetzt wird mit dem Namen eines bloß tierischen oder triebhaften Gefühls. Aber ich bekenne, daß ich die triebhafte Tätigkeit des Kindes in seiner ersten Lebensperiode ansehe als das wunderbare Walten einer gütigen und allweisen Vorsehung. In dieser weisen und, ich wiederhole, wunderbaren Fügung können wir wirklich mit Gefühlen der Ehrfurcht das freie Geschenk des Schöpfers an den Menschen bewundern – ein Geschenk, welches, wie sehr es auch von den Menschen verdreht werden mag, in seiner einfachen Wirkung ein unberechenbarer Segen ist.“

Ich kann mir nun nicht helfen, aber mir ist, ich sähe hier unseren Johann Heinrich Pestalozzi an Stelle der unverständigen Jünger vor unseren Herrn hintreten und bewundernd bekennen: Ja, es ist wahr,

ich glaube und bekenne: solcher ist das Reich der Himmel, und ich will ihnen auf keinen Fall wehren zu Dir zu kommen; denn ich sehe mich außerstande, Dein „freies Geschenk“, Dein „wunderbares Walten“, Deinen „unberechenbaren Segen“ zu „vernütigen“. Mit Ehrfurcht steht Pestalozzi vor dieser Gabe Gottes.

Und nun ist es merkwürdig, und damit kommen wir zu unserem Thema vom „Vorgeschmack“, es ist merkwürdig, wie Pestalozzi diese Grundkraft der Liebe und des Glaubens in Pflege nimmt und was er sich von dieser Pflege verspricht. Er verspricht sich davon nämlich nicht einfach eine „Entwicklung“ zum Guten. Zwar sagt er: „Diese tägliche Pflege der kindlichen Liebe und des Glaubens wird mit der Zeit alle Keime der edelsten Tugenden zur Entfaltung bringen.“ Und diese Formulierung könnte unser dogmatisch-theologisches Gewissen bereits zu einer Art Generalmobilmachung alarmieren. Aber wir dürfen, glaube ich, wieder abblasen. Pestalozzi überstürzt sich nämlich nicht. Er befindet sich sozusagen noch ganz im Stadium der Beobachtung. Er schaut zu, was an dem Kind geschieht. Und da macht er eine seltsame und zugleich erquickende Entdeckung. Er sieht: „Das Kind ist gehorsam, tätig, geduldig – ich möchte fast sagen – weise und fromm, bevor es gelehrt worden ist, die Natur oder den Wert dieser Tugenden zu verstehen.“ Und man spürt, wie sich Pestalozzi über diesen Vorgang, daß das Kind weise und fromm wird, ohne zu wissen, was das eigentlich ist, man spürt, wie sich Pestalozzi wundert, daß das Kind einer „geistigen Erhebung“ fähig ist, deren die menschliche Seele fähig ist unter dem Einfluß der göttlichen Lehre Christi. Das ist ja auch zum Staunen, daß im Kind so etwas schon möglich sein soll, wessen die Seele nur „unter dem Einfluß der göttlichen Lehre Christi fähig“ ist. Und nun kann sich unser Mann nicht anders helfen, als indem er sagt, diese „höchste und stärkste Kraft geistiger Erhebung . . . wird im zarten Alter auf das Kind übertragen durch eine Art Offenbarung“. Und die Wirkung dieser Offenbarung? Das Kind „bekommt einen Vorgeschmack der erhabensten Tugenden, deren Kraft es noch nicht zu erfassen vermag“.

Für den Ernst und die Sorgfalt, mit denen Pestalozzi jetzt solche Grundworte wie das von der „Offenbarung“ benützt, ist gerade der letzte Gebrauch dieses Wortes bezeichnend. Dadurch, daß Pestalozzi im letzten Fall nur von einer „Art Offenbarung“ spricht, wird es uns gewiß, daß er in den andern Fällen ganz bewußt von der echten Offenbarung sprechen möchte. Wir würden das, was er eine „Art Offenbarung“ nennt,

eher ein Zeugnis nennen; denn es handelt sich um das Zeugnis, das die Eltern, insbesondere die Mutter, ihrem Kind durch den Erweis der Liebe von den Grundkräften des Glaubens und der Liebe geben. Und dergleichen ist es für uns wesentlich, daß dieses Zeugnis eben nur zu einem „Vorgeschmack“ führt. Die Erfüllung kann nur durch die Gnade der Offenbarung selbst kommen. Pestalozzi sagt: „Auf den Armen der Mutter wird das Kind beeinflußt, als ob es erfüllt würde von dieser Kraft . . .“ Daß ich hier tatsächlich nicht überinterpretiere, werden wir erkennen, wenn wir zum Schluß unseres Berichtes erfahren werden, wie unbedingt und unbeirrbar Pestalozzi, der unermüdliche Sänger der Mutterliebe, gerade die Mutterliebe in ihre Grenzen weist.

Im 7. Brief unterstreicht Pestalozzi noch einmal, daß jene Grundkraft „unter göttlicher Führung befähigt“ werden kann . . ., „das höchste Gebot seines Schöpfers zu erfüllen, im Lichte des Glaubens zu wandeln und sein Herz überströmen zu lassen von jener Liebe, die „alles verträgt, alles glaubt, alles hofft und alles erduldet“, der Liebe, die „nimmer aufhört“.

Als ich vorhin das Wort vom „Vorgeschmack der erhabensten Tugenden“ zitierte, hatte ich selbst einen etwas peinlichen Vorgeschmack, nämlich den Vorgeschmack von mancherlei Einwänden derart: da sähe man es ja, alles Reden von Gnade und Offenbarung und göttlicher Führung bringe bei diesen Aufklärungsleuten eben das Geschwätz von den „erhabensten Tugenden“ nicht aus ihren verhärteten Schädeln.

Aber nun haben Sie wohl selbst gehört, daß das Herz Pestalozzis gar nicht so sehr an diesen „erhabensten Tugenden“ hängt. Er ist bereit, sie ohne Einschränkung aufgehen zu lassen in der „Erfüllung des höchsten Gebotes“. Aber vielleicht ist es Ihnen nicht sofort bewußt geworden, daß, was da in der Erfüllung des Gebotes aufgegangen ist, eben die Tugenden, in der Rangordnung an den zweiten Platz verwiesen worden ist. Pestalozzi nennt zwei Erfüllungsarten des höchsten Gebotes. Und es ist schon erstaunlich, daß gerade er als die erste dieser Erfüllungsarten nicht die Liebe, sondern den Glauben nennt. „Im Licht des Glaubens zu wandeln“, steht für ihn an erster Stelle. Diese Stelle ist nicht zu überspringen, wenn man in die Liebe kommen will, die „alles verträgt, alles glaubt, alles hofft und alles erduldet und nimmer aufhört“. Und wir sind wohl berechtigt, hier auf jede Nuance aufmerksam zu machen, so auch auf die sehr wesentliche Nuance, daß Pestalozzi hier nicht von einer Liebe spricht, die dem kindlichen Herzen entströmt,

sondern daß er deutlich davon spricht, das Kind solle „sein Herz überströmen lassen von jener Liebe“. Diese Liebe kommt also doch wohl nicht aus dem Herzen, dieser Herberge der Laster, sondern diese Liebe kommt über das Herz.

Übrigens bringt Pestalozzi einen Beweis a posteriori, das heißt, er leitet aus der Erfahrung ab, warum er sich berechtigt glaubt, mit den nun vielfach besprochenen Grundkräften auch beim Kind und gerade beim Kind zu rechnen.

Er sagt: „Wenn man durch Güte Erfolg hat, mehr als durch irgendein anderes Mittel, dann muß im Kinde, ich möchte sagen, ein Etwas sein, das gleichsam auf den Appell der Güte antwortet. Güte muß seiner Natur am besten entsprechen: Güte muß in seinem Herzen eine gleich gestimmte Saite erklingen lassen.“

Beachten wir ja wieder die auffällige Behutsamkeit unseres sonst eher stürmischen Kinderfreundes. „Ein Etwas“ meint er im Kind vermuten zu dürfen, und er ist sogar noch vorsichtig und schränkt die Sicherheit der Antwort des Kindes auf die Güte ein. Er sagt, daß dieses „Etwas“ im Kind auf die Güte „gleichsam“ antwortet. Unser Herr sagt es, aus Vollmacht, wesentlich bestimmter: „Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind . . .“

Aber unser Mann ist immer noch nicht zufriedengestellt. Sein Fund, seine Erfahrung an und für sich stellen ihn nicht zufrieden. Er fragt weiter: „Woher stammt dieses Etwas?“ Und er fährt fort: „Ich zögere nicht zu sagen, vom Geber alles Guten.“ Und daß es sich hier nicht um eine Beruhigung beim Schöpfungswunder handelt, wollen wir daraus ersehen, daß Pestalozzi eine weitere Sicherung einfügt, indem er erklärt: „Es ist in der Tat diese gleiche Grundkraft im Menschen, an die Er seinen Ruf immer wieder ergehen ließ, sowohl durch die Stimme des Gewissens als auch durch die Worte, die Er in seinem ewigen Erbarmen zur Menschheit gesprochen hat ‚manchmal und auf mancherlei Weise‘.“

Ich darf auf ein unscheinbares Indiz aufmerksam machen, aus dem deutlich erhellt, daß Pestalozzi hier sehr überlegt gesprochen hat. Wir werden in seinen Schriften ungezählte Anklänge an die Worte der Bibel finden. Wir werden aber ganz selten wörtliche Zitate finden und noch viel seltener, ja beinahe nie ein Zitat, das er selber als solches kenntlich gemacht hat. Tut er das wirklich einmal, dann dürfen wir mit Fug und Recht voraussetzen, daß er sich des Zitates bewußt im Sinne einer Berufung bedient. Darum darf es uns nicht gleichgültig sein, daß er

die scheinbar so geringfügigen Worte „manchmal und auf mancherlei Weise“ in Anführungszeichen gesetzt hat. Das ist ein Signal, daß er hier wirklich und wahrhaftig gewußt hat, wovon er redet. Denn wenn er an die Worte erinnert, die Gott in seinem ewigen Erbarmen zur Menschheit gesprochen hat und wörtlich mit Anführungszeichen versehen hinzufügt, „manchmal und auf mancherlei Weise“, dann dürfen wir überzeugt sein, daß er an Hebr. 1, 1. 2 gedacht hat, wo es heißt: „Nachdem vorzeiten Gott manchmal und mancherleiweise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen Er gesetzt hat zum Erben über alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat“.

Daß es für Pestalozzi hier um das A und O seiner ganzen Erziehungslehre geht, erkennen wir aus seiner Aussage: Wenn dem nicht so wäre, daß Gott dem Kind dieses „Etwas“ gegeben hätte, an das Gott immer wieder seinen Ruf ergehen läßt, dann könnten wir die Bedeutung der göttlichen Weisheit nicht „verstehen, durch die gesagt wird, daß ‚solcher das Himmelreich ist‘ und daß ‚wer das Reich Gottes nicht empfangt wie ein Kindlein, nicht hineinkommen soll““.

Sollten wir aber geneigt sein, unseren lieben Mann wegen dieses dogmatisch vielleicht immer noch nicht nach allen Seiten gesicherten „Etwas“ in den Anklagezustand zu versetzen, so sei es mir erlaubt, ein freilich auch nicht dogmatisch nach allen Seiten gesichertes Wort für ihn einzulegen.

Erstens redet Pestalozzi nun wirklich nicht leichtsinnig von diesem ominösen „Etwas“. Zweitens sichert er es nun doch nach etlichen Seiten. Denken wir zurück an die Jakobsleiter! Denken wir daran, daß dieses „Etwas“ kaum eine wichtigere Funktion hat als die, Gottes Ruf zu vernehmen und ihm zu antworten. Denken wir weiter daran, daß die Lehre Christi und alle Worte, die Gott geredet hat, dieses „Etwas“ umgeben und sichern, ja daß dieses „Etwas“, auch nach Pestalozzis Glaube, ohne dieses Zelt aus Gottes Rede allen Winden preisgegeben wäre.

Wenn er also gar im 8. Brief sagt, daß im Kind „ein Etwas ist, dessen Ursprung als Gottesgabe weiter zurückreicht als Versuchung und Verderbtheit“, so wollen wir doch auch nicht überhören, daß er zu Beginn des gleichen Briefes der Mutter zuruft, „dankbar zu sein gegen Gott, daß Er ihr die Aufgabe so erleichtert hat, indem Er in das Herz ihres Kindes jene Keime pflanzte, die sie unter Seiner Führung und mit

Seinem Segen die Pflicht hat zu entwickeln, zu beschützen und zu stärken, bis sie zu wirklichen Früchten des Glaubens und der Liebe herangereift sein werden“.

Das letzte Wort ist von durchschlagender Bedeutung. Wenn wir uns daran erinnern, daß Pestalozzi in den „Nachforschungen“ einmal vom „Salto mortale“ spricht, mit dem der Mensch aus seiner Natur gewissermaßen kopfüber in den Glauben springt, so erkennen wir hier in unserem letzten Zitat einen unbewußten, darum aber nur um so mehr bezeichnenden Salto mortale in Pestalozzis Gedankengang.

Während er im ersten Teil des angeführten Satzes von Keimen spricht, die die Mutter entwickeln solle, werden diese Keime im Schluß des Satzes zu „wirklichen Früchten des Glaubens und der Liebe herangereift sein“.

In einem unbewußten Salto mortale oder, sollen wir lieber sagen, in einem unbewußten „dialektischen Kunstgriff“ wird der Keim ausgetauscht. Erst ist es jener Keim, der nur ein Vorgeschmack ist. Dieser Vorgeschmack wird gepflegt und geschützt und gestärkt. Aber nicht er, sondern Glaube und Liebe bringen die „wirklichen Früchte“.

Daß ich selber mich hier nicht eines dialektischen Kunstgriffes bediene, werden die Leser freilich erst zu würdigen wissen, wenn wir am Schluß unserer Studie von den Grenzen nicht nur der kindlichen Grundkräfte, sondern von den unverwischbaren Grenzen der Mutterliebe hören werden.

Übrigens ist sich Pestalozzi bewußt, daß er hier mit der Orthodoxie in Konflikt kommt. „Ich habe sagen hören, lieber Freund“, schreibt er an Greaves, „daß es viele gebe sowohl in meinem eigenen Lande wie in dem Ihrigen, die sie (nämlich diese Lehre von dem ‚Etwas‘), vollständig verwerfen wollen, weil sie sagen, sie sei nicht orthodox.“

Wie wehrt sich Pestalozzi gegen diese Anklage?

Echt Pestalozzisch:

„Ich hoffe wirklich, daß die Zeit endlich gekommen sei, da man nicht mehr fragt, ob eine Theorie übereinstimme oder nicht mit den Interessen dieser oder mit den Vorurteilen jener Menschenklasse, sondern ob sie auf der Beobachtung, auf der Erfahrung, auf dem richtigen Gebrauch der Vernunft und auf einem unbefangenen Schauen der Offenbarung beruhe, wo die Deutungen der Menschen verschmäh und das Wort Gottes als der einzige Grund anerkannt wird.“

Diese Berufung auf „das Wort Gottes als den einzigen Grund“ sollte uns fürs erste genügen, uns mit den Balken im eigenen Auge, statt mit den Splitterchen in den Augen Pestalozzis zu beschäftigen; denn wenn wir uns allzu liebevoll mit diesen Splittern in den Augen Pestalozzis beschäftigen wollten, könnte es uns passieren, daß wir dümmer erscheinen als die kleine Sophie Rauchenstein aus Brugg, die uns zu erzählen weiß:

„Oft hörte ich von Pestalozzi sprechen, aber immer als von einem, der im Kopf nicht ganz recht ist. Da fragte ich meinen Vater über den sonderbaren Mann, und der sagte mir bestimmt: ‚Pestalozzi ist ein Narr!‘ Kurze Zeit darauf ging ich durch den dunkeln Schulhausgang und sah ihn von weitem stehen. Aha, der Narr! dachte ich bei mir selber und beeilte mich, schnell an ihm vorbeizukommen. Als ich aber ganz nahe bei ihm war, warf er mir einen Blick zu, so groß und liebevoll, daß ich ihn meiner Lebtag nicht vergessen werde. Seine Augen leuchteten ganz und verbreiteten einen hellen Schein im Gang. Er kam mir wie ein Engel vor . . .“

Hier haben wir leibhaftig den „Vorgeschmack“ eines Kindes, den Vorgeschmack von Glaube und Liebe aus einer Art „Offenbarung“, die das Zeugnis eines Menschen ist, den die Liebe Gottes erfaßt und wahrlich durch und durch geschüttelt hat.

Und dieser Mann war Pestalozzi, der Narr vom Neuhof, der „Don Quichotte der Humanität“, wie ihn noch 1807 ein respektables Mitglied der Aargauer Regierung genannt hat, als er den gestrengen Herren mit einem Gesuch um Überlassung des Schlosses Wildenstein für eine Armenanstalt lästig fiel.

Das Heil

Ich muß es mir versagen, den Weg Pestalozzis durch alle Stationen der Erziehung zu verfolgen. Um Ihnen das Entscheidende mitteilen zu können, muß ich den beiden Endstationen zueilen.

Im 33. Brief beginnt Pestalozzi deutlich, der Mutter ihre Grenzen vorzuweisen.

Pestalozzi sagt, „wenn das der Mutter gelungen ist“ – nämlich den Weg zum Herzen ihres Kindes zu finden –, „wenn ihr das gelungen ist, möge sie sich nicht einbilden, daß sie nun alles getan habe“. Was, fragen wir, bleibt denn der Mutter zu tun noch übrig, wenn sie den Weg zum Herzen ihres Kindes gefunden hat? Sind ihr dann nicht alle Wege frei?

Pestalozzi meint wohl, wenn das Kind nie sprechen lernte, wenn es immer jenes sprachlose Kind mit den süßen Gurrlauten bliebe, wenn es das bliebe, woran ja wohl verständlicherweise das Herz der Mutter hängt, ihr Schoßkind, dann könnte dieser Weg zum Herzen genügen.

„Aber“, sagt Pestalozzi, „es kommt die Zeit, da die bisher wortlosen Gefühlsregungen des Kindes eine Sprache finden werden . . .“ In diesem Augenblick geht vor dem Kind der Vorhang auf, in diesem Augenblick schlüpft das wißbegierige Kind durch den Vorhang hinaus in die Welt.

Dann ist die Mutter nicht mehr der ausschließliche Gegenstand seiner Liebe. Und wenn er das wäre? Auch das würde nichts nützen. Diese Überlegung ist überraschend, sie kommt wieder jenem Salto mortale, jenem dialektischen Kunstgriff gleich, auf dem wir Pestalozzi schon einmal betroffen haben. Zu vermuten wäre gewesen, daß er jetzt von den Gefahren der Welt gesprochen hätte, wie er es übrigens deutlich in einem früheren Brief getan hat. Nein, jetzt schwenkt Pestalozzi noch einmal in die alte Frontlinie ein, jetzt visiert er gerade nicht die Welt, sondern noch einmal die Mutter an. Und wir erkennen, was Pestalozzi nicht ausspricht, aber zweifellos im Sinn gehabt hat: In dem Augenblick, in dem das Kind durch den Vorhang in die Welt hinausschlüpft, wird die Mutter selbst ein Stück Welt.

Pestalozzi sagt, „obwohl jener Gegenstand der Liebe – nämlich die Mutter – der liebste und gütigste unter den Sterblichen ist, ist er eben sterblich und den Unvollkommenheiten unterworfen, deren „unser Fleisch Erbe ist“. – „Denn wenn ihr nach dem Fleische lebt, müßt ihr sterben“, sagt Paulus, Röm. 8, 13.

Hinter dem Vorhang waren Mutter und Kind vor der Welt verborgen. Vor dem Vorhang gehören sie beide der Welt an.

Als Erbin des Fleisches ist die Mutter sterblich und kann und darf nicht für sich allein die Neigung, die Liebe des Kindes beanspruchen. Sie würde es sonst seinerseits dem Fleisch überantworten. Aber, sagt Pestalozzi wiederum: „Die Neigungen des Kindes werden von höheren Dingen beansprucht – ja von den höchsten.“

Hier reicht die Mutterliebe nicht mehr hin.

„Mutterliebe“, so bestätigt Pestalozzi noch einmal – „Mutterliebe ist die erste Triebfeder in der Erziehung; doch – fährt er fort – ist die Mutterliebe, obwohl sie das reinste aller menschlichen Gefühle ist, menschlich . . .“

Bitte, halten wir einen Augenblick still. Es könnte sonst sein, daß wir ein Wort überhören.

Gibt es nicht heute unter uns tausend und aber tausend Menschen, die meinen, wir kämen aus den Niederungen heraus, wenn wir uns endlich wieder zur „Menschlichkeit“ erheben? Und sind nicht unter dieser Menschen zahllose, die gerade unseren Pestalozzi zum Kronzeugen aufrufen möchten und tatsächlich aufrufen?

Pestalozzi wußte es besser. Er sagt: „Die Mutterliebe . . . ist menschlich“, und er fährt unmittelbar fort, „das Heil liegt nicht in der Macht des Menschen, sondern nur in der Macht Gottes.“

Und unser „Menschenfreund“, der Mann, dem wir auf die Grabtafel geschrieben haben: „In Iferten Erzieher der Menschheit“, dieser Sohr der Aufklärung begnügt sich nicht mit dieser bloßen Feststellung, daß die Mutterliebe menschlich sei und daß das Heil in der Macht Gottes liege. Er nimmt das Wort auf und verwandelt es in eine direkte Warnung

„Laßt die Mutter sich nicht einbilden“ –, zum zweitenmal gebraucht er bereits dieses Wort „einbilden“ – „laßt die Mutter sich nicht einbilden, sie könne aus eigener Macht und mit ihren besten Absichten Herz und Gemüt des Kindes über den Bereich irdischer und vergänglicher Dinge hinausheben.“

Nicht wahr, in Klammer steht hier eben die Erinnerung daran, daß die Mutter, weil menschlich, weil Erbe des Fleisches, selber vergänglich, selber sterblich ist.

Darum holt Pestalozzi zu einer noch schärferen Warnung, ja zu einem Verbot aus, wenn er fortfährt: „Es steht ihr nicht zu, zu glauben, daß ihre Lehren oder ihr Beispiel dem Kind zugute kommen, wenn sie nicht darauf abzielen, das Kind zu jenem Glauben und zu jener Liebe zu führen, woraus allein das Heil fließt.“

Das sollte doch wohl zureichend und unmißverständlich geredet sein.

Denn wir wollen wieder scharf hinhören. Pestalozzi redet hier mit einem Male nicht mehr einem Fortschreiten zu neuen Wegen das Wort. Es geht ihm mit einem Male deutlich nicht mehr darum, zu zeigen, daß es über die Mutterliebe hinaus noch etwas gibt, was etwa nur hinzukommen müßte, um das Werk der Mutterliebe zu krönen.

Nein, er sagt klipp und klar, daß weder ihre Lehre noch ihr Beispiel dem Kinde überhaupt „zugute kommen, wenn sie nicht darauf abzielen, das Kind zu jenem Glauben und zu jener Liebe zu führen, woraus allein das Heil fließt“.

Lehre und Beispiel der Mutter, und wir dürfen sagen, die Mutterliebe selbst ist vertan, wenn sie nicht von Anfang bis zu Ende auf das abzielt, was außer ihrer Macht liegt, jene Liebe und jener Glaube, woraus allein das Heil fließt.

Was für eine Liebe, was für ein Glaube ist das? Es ist, nach Pestalozzis eigenen Worten, „das Gefühl der Liebe und des Glaubens zu seinem Schöpfer und zu seinem Erlöser“. Von dieser Liebe zum Schöpfer und zum Erlöser ist, nach Pestalozzis Wort, „die Liebe und das Vertrauen des Kindes zur Mutter nur der Schatten“.

Erinnern wir uns an den „Vorgeschmack“, den das Kind von der Liebe bekommt, durch das Liebeszeugnis der Mutter? Dieser „Vorgeschmack“ ist, wie wir nun hören, der „Schatten“ der letzten Liebe, der Liebe zu Gottvater und Gottsohn.

Und Pestalozzi ruft uns zu: „In diesem Geiste laßt uns die Erziehung auf allen ihren Stufen betrachten . . .“ und er schließt diesen vorletzten seiner Briefe mit der Ermahnung, „vor allem aber bereitet das Kind vor auf jenen Einfluß von oben, der im Menschen allein das Ebenbild Gottes wiederherstellen kann“.

Nun erfahren wir zu guter Letzt auch das noch, was wir vielleicht von unserem Mann am wenigsten erwartet hätten: Trotz jenem „Etwas“, von dem er uns so beredt gesprochen hat, von jenem „Etwas“, an das immer wieder der Ruf Gottes ergeht, jenem „Etwas“, das auf diesen Ruf antworten kann, trotz diesem „Etwas“ ist hier einmal unmißverständlich davon die Rede, daß das Ebenbild Gottes nicht mehr existiert, daß es „wiederhergestellt“ werden muß, und daß es allein der Einfluß von oben ist, der es wiederherstellen „kann“.

Christliche Erziehung

Wir sind an der letzten Station angelangt, bei der Frage nach einer grundlegenden christlichen Erziehung? Und zwar ist es Pestalozzi, der diese Frage in dieser präzisen Form aufwirft.

Er nennt den Gegenstand seines letzten Briefes an die Mütter Großbritanniens „einen Gegenstand von der allergrößten Wichtigkeit“. Und er unterstreicht die Bedeutung, die er der Frage nach diesem Gegenstand von der allergrößten Wichtigkeit beimißt, indem er erklärt: „Ich wünsche, laß keine christliche Mutter dieses Buch aus der Hand lege, ohne sich ernstlich zu fragen: „Sind der Gang und die Maßnahmen, die in diesen Briefen empfohlen werden, im Einklang mit wahrhaft christlichen

Grundsätzen? Gehen sie darauf aus, bloß intellektuelle Leistungen zu fördern oder einen Schein von selbstgemachter und anmaßlicher Moralität zu erzeugen, oder sind sie derart, daß sie den Namen einer grundlegenden christlichen Erziehung verdienen?“

Bei allen Mängeln, die Pestalozzis Versuch zu einer grundlegenden christlichen Erziehung noch anhaften mögen, wollen wir nun nie mehr vergessen, daß er die Frage jedenfalls in aller Form selber gestellt hat. Und wir wollen nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß wir leicht reden haben, wenn wir seine Antworten auf diese Frage ungenügend finden. Wir wollen und sollen bedenken, daß er mit einer Orthodoxie zu rechnen hatte, die ihm nicht die Hilfsmittel an die Hand gegeben hat, über die wir, oft noch undankbar genug, verfügen, wenn wir uns anschicken, eine vielleicht wirklich besser gesicherte „Erziehung nach dem Evangelium“ zu begründen. Und ich möchte an dieser Stelle nicht unterlassen, zu bekennen, daß das Studium Pestalozzis und nichts anderes der unmittelbare Anlaß zu meinen eigenen Bemühungen auf diesem Felde gewesen ist.

Wir wollen uns wahrlich dessen nicht rühmen, aber dankbar annehmen, daß unser theologisches Rüstzeug handlicher, zuverlässiger und reicher ist als eben jenes war, mit dem Pestalozzi nolens volens arbeiten mußte.

Und nun wollen wir als erstes festhalten, daß Pestalozzi die „Christliche Erziehung“ deutlich in Gegensatz bringt zum „Schein von selbstgemachter und anmaßlicher Moralität“.

Wir sollten also endgültig darauf verzichten, ihn für eine Art Humanpädagogik zu beanspruchen. Er hat diesen Anspruch, nach meiner Überzeugung, freilich in keiner seiner Schriften gerechtfertigt, aber vielleicht in keiner Schrift wie der besprochenen und der im gleichen Jahr 1818 gehaltenen „Rede an mein Haus“ so gründlich abgelehnt. Und wiederum möchte ich uns alle ermahnen, endgültig darauf zu verzichten, ihn einen „Mann am Rande der Kirche“ zu nennen.

Wie ernst Pestalozzi seine Frage nimmt, ob er uns wirklich eine „grundlegende christliche Erziehung“ vorgelegt habe, mögen wir aus seiner Bereitschaft zum Widerruf seiner eigenen Lehre entnehmen, die er so formuliert: „Wenn ihre (der Mutter) Antwort negativ ist, wenn ihr Herz sie warnt, unterstützt durch reife Überlegung, daß diese Grundsätze nicht christlich sind, dann sollen sie verworfen und vergessen sein.“

Dürfen wir mehr verlangen? Verworfen und vergessen, sagt der Mann von 73 Jahren nach aller Mühe seines Lebens, das er einzig diesem einen Ziel einer „grundlegenden christlichen Erziehung“ geweiht, ja recht eigentlich geopfert hat.

Und nun hören wir nur noch drei Berufungen Pestalozzis auf die Heilige Schrift. Diese Berufungen werden uns, wie ich bestimmt hoffe, überzeugen, daß seine Rede von einer „grundlegenden christlichen Erziehung“ kein frommes Geschwätz ist.

Der erste Hinweis auf die „leitenden Grundsätze des Christentums“ erinnert an „jenes unterscheidende Merkmal“, welches es „den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit“ erscheinen ließ, aber allen, die daran glauben, „eine Kraft Gottes, die da selig macht“ und die schließlich „das Land . . . wie mit Wasser des Meeres bedeckt“.

Das ist der Grund, auf dem Pestalozzi steht: Christus, den wir predigen, den gekreuzigten für Juden ein Ärgernis, für Griechen aber eine Torheit; das ist der Grund, auf dem Pestalozzi steht, das Evangelium; denn es ist eine Kraft Gottes zum Heil einem jeden, der glaubt. Das ist der Grund, auf dem Pestalozzi steht: Nichts Böses und nichts Verderbliches wird man tun auf meinem ganzen heiligen Berge; denn voll ist das Land von Erkenntnis des Herrn, wie von Wassern, die das Meer bedecken (Jes. 11, 9).

Hören wir zum guten Ende auch noch Pestalozzis Worte vom Geschenk des Christentums. Er sagt aus, daß das Christentum „ein Geschenk ist, allen frei dargereicht, obwohl von keinem verdient; daß es nicht einer besonderen Lebenslage angepaßt ist, sondern dem gefallenen Zustand der menschlichen Natur, jenem Kampf des Fleisches gegen den Geist, jener merkwürdigen Mischung von Widersprüchen, von Wissensdünkel und Abneigung gegen das Licht, wenn der Mensch sich anmaßt, in schwächerer Kraft sein eigenes Heil zu erringen; wenn er sein durstiges Auge und sein verstricktes Herz auf die Reize der vergänglichen Dinge richtet und sich noch einbildet, die Tiefen der Wahrheit zu ergründen und die heiteren Gipfel des Glücks zu erklimmen; oder wenn er, in dunklerer Betrachtung, seine Neigung alle im Ich verankert, dazu geführt wird, die Wahrheit als Hirngespinnst und die Liebe als leeren Schall zu erklären; wenn er bald aus dem Gewühl des Lebens in eine Welt der Träume, bald aus dem endlosen Irrgarten einsamer Grübeleien in die Zerstreuungen des Lebens flieht; wenn er sagt: ‚Friede, Friede – und ist doch kein Friede‘.“

Diese Worte bedürfen wohl keines Kommentars mehr.

Der Kreis ist geschlossen.

Es bleibt mir noch eines übrig, uns alle mit den Worten anzurufen, mit denen Pestalozzi die Mütter am Ende dieser seiner Untersuchung zur rechten Treue im verantwortungsvollen Geschäft der Erziehung ermuntert:

„Zu gedenken – ähnlich zu werden – auszuharren!“

Ph. A. Stapfers Bemühungen für ein Pfarreglement in Luzern anno 1799

Von WILLY BRÄNDLY

Das helvetische Direktorium hatte noch in Aarau am 18. September 1798 beschlossen: „In Erwägung, daß die Verschiedenheit der Religion unter den Gliedern der obersten Gewalt Geistliche von beyden Religionen am Ort ihrer Sitzungen erfordern, in Erwägung, daß, wenn der Staat die Geistlichen der einten Religion für die Regierung bezahlt, er billiger Weise auch die andern besolden solle, verordnen: daß die für die obersten Gewalten nöthigen Diener der Religion durch den Staat bezahlt werden sollen¹.“

Nach der Übersiedlung des Direktoriums nach Luzern wurde am 29. September 1798 ein weiterer Beschluß gefaßt: „Il sera établi auprès des autorités suprêmes de la République helvétique pour chaque langue un Ministre du Culte qui n'est pas celui de la Commune où elles résident.“

Infolgedessen bekam Philipp Albert Stapfer nun die Aufgabe, solche Pfarrer nach Luzern zu berufen: „L'église protestante sera desservie par des Ministres, que le Ministre de l'Instruction publique appellera chaque mois de chaque Canton, et choisira parmi ceux qu'il connaîtra pour être sur tout distingués par leurs mœurs, leurs talens et leurs connaissances.“

¹ Sämtliche in diesem Aufsatz vorkommenden Zitate stammen, soweit sie nicht durch besondere Anmerkungen gekennzeichnet sind, aus der Sammlung von Briefen und Verordnungen des Bandes 1342 des helvetischen Archives in Bern (Periode von 1798–1803, Kirchenwesen. Verschiedenes).